

Dell, Paul F.: Untersuchung der Familientheorien zur Schizophrenie: Eine Übung in epistemologischer Konfusion. In: Familiendynamik 4/1981, S. 310-332

Habermas, Jürgen: Theorie und Praxis. Frankfurt am Main 1978

Habermas, Jürgen: Moralbewußtsein und kommunikatives Handeln. Frankfurt am Main 1983

Habermas, Jürgen: Texte und Kontexte. Frankfurt am Main 1991

Heinrich, Klaus: Dahlemer Vorlesungen. Band 9. Arbeiten mit Herakles. Basel/Frankfurt am Main 2006

Jakobs, Silke; Röh, Dieter: „Über die (Un)Möglichkeit einer Sozialen Diagnose“. In: Soziale Arbeit 8/2005, S. 282-288

Jungblut, Hans-Joachim: Entalltäglicung durch Nicht-Entscheidung. Frankfurt am Main 1983

Lash, Scott: Reflexivität und ihre Doppelungen: Struktur, Ästhetik und Gemeinschaft. In: Beck, Ulrich; Giddens, Anthony; Lash, Scott: a.a.O. 1996, S. 195-286

Leithäuser, Thomas u. a.: Entwurf zu einer Empirie des Alltagsbewußtseins. Frankfurt am Main 1977

Luhmann, Niklas: Schriften zur Pädagogik. Frankfurt am Main 2004

Meerkamp, Rainer: Der Sozialtechniker braucht kein Arbeitsbündnis. In: Landschaftsverband Rheinland (Hrsg.): Jugendsozialarbeit inform 2/2002

Meerkamp, Rainer: Aufmerken, Hinsehen, Nachdenken bei Wahrnehmungsfällen im Alltagsleben. Köln 2003a

Meerkamp, Rainer: Qualität in der Jugendsozialarbeit systematisch gestalten: ein Problem-Lösungs-Weg. In: Landschaftsverband Rheinland (Hrsg.): Jugendsozialarbeit inform 1/2003b

Meerkamp, Rainer: „Hilfst du mir, dann helf ich dir.“ Den Alltag der Jugendhilfe als wechselseitiges Aufeinanderange-wiesensein gestalten. In: Soziale Arbeit 11/2005

Meerkamp, Rainer: Fehlerfreundliche Intervention in der Sozialen Arbeit: „Diesen Fehler bitte noch einmal!“ In: Soziale Arbeit 1/2006a

Meerkamp, Rainer: Aus Erfahrungen lernen – Beobachtungen und Überlegungen zur Einführung von Qualitätsmanagement. In: Landschaftsverband Rheinland und „Ruhe in Bewegung“ (Hrsg.): Qualitätsmanagement in Jugendsozialarbeit und Jugendarbeit im Rheinland. Köln 2006b (im Druck)

Merten, Roland; Olk, Thomas: Wenn Sozialarbeit sich selbst zum Problem wird. Strategien reflexiver Modernisierung. In: Rauschenbach, Thomas; Gängler, Hans (Hrsg.): Soziale Arbeit und Erziehung in der Risikogesellschaft. Neuwied 1992, S. 81-100

Mollenhauer, Klaus; Uhlendorff, Uwe: Sozialpädagogische Diagnosen II. Weinheim 1995

Montaigne, Michel de: Essays. Frankfurt am Main 1976

Simon, Fritz B.: Unterschiede, die Unterschiede machen. Berlin 1988

Thole, Werner; Küster-Schapfl, Ernst-Uwe: Sozialpädagogische Profis. Opladen 1997

Wöhrle, Armin: Jugendhilfe und Management. Fortbildung und Beratung im Kontext von Personal- und Organisationsentwicklung. München 1992

Alles im System?

Ein kritischer Beitrag zur Systemtheorie

Andreas Keck

Zusammenfassung

In Anbetracht des enormen Interesses an systemischen Theoriemodellen innerhalb der Sozialen Arbeit versucht dieser Artikel die Tauglichkeit der Systemtheorie für die Soziale Arbeit zu beleuchten und kommt hierbei zu einem kritischen Befund. Neben einer kurzen Analyse der Ursprünge von Konstruktivismus und Systemtheorie wird vor allem auch deren Anspruch, eine alles erklärende Theorie zu sein, infrage gestellt. Ist die Systemtheorie tatsächlich geeignet, die Klientel der Sozialen Arbeit zu erreichen oder passt sich die Sozialarbeitswissenschaft nicht abermals nur einem wissenschaftlichen Trend an?

Abstract

Considering the enormous interest in system theories within social work, this article intends to analyse the suitability of system theory for social work and arrives at a critical result. Beside a short analysis of the origins of constructivism and system theory, it especially questions its claim of being a holistic theory. Is system theory really suitable to reach the clients of social work or does the science of social work once more just adapt to a scientific trend?

Schlüsselwörter

Theoriebildung - Systemtheorie - Soziale Arbeit - Kritik - Sozialarbeitswissenschaft

Der Trend zur Systemtheorie

Betrachtet man den derzeitigen Diskussionsstand innerhalb der Fachwissenschaft Soziale Arbeit, so scheinen die Widersprüche weitgehend aufgelöst zu sein. Mit dem rigorosen Eindringen der Systemtheorie in das Handlungs- und Theoriefeld der Sozialen Arbeit wurde zudem das notwendige Vokabular bereitgestellt. Begriffe wie Zirkularität, Selbsterzeugung oder Empowerment scheinen der „heimatlosen“ Disziplin Sozialarbeitswissenschaft endlich ein einprägsames Erscheinungsbild verliehen zu haben. Auf der Suche nach einer einheitlichen Identität – einer *corporate identity* – ist man dem Ziel einen Schritt näher gekommen. Manche Autorinnen und Autoren, wie zum Beispiel Dirk Baecker (1994), schlagen gar vor, die Komplexität sozialarbeiterischen Handelns auf die Entscheidung Helfen versus Nicht-Helfen zu reduzieren. So könnte man auch behaupten: „Mit Hilfe wird ... in gewisser Weise ebenso Nicht-Hilfe intendiert. Man hilft, um nicht mehr helfen zu müssen“ (Kleve 2000, S. 107). Die noch

relativ junge Systemtheorie, die innerhalb der letzten Jahre sehr progressiv im Theoriefeld der Sozialen Arbeit positioniert wurde, scheint auf die meisten Fragen, welche die Soziale Arbeit bisher quälten, eine adäquate Antwort bereit zu haben.

Nun kann man jedoch fragen, ob diese neue, selbstbewusste Theorie auch den Dialog mit der Arbeitswirklichkeit von Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern aufrecht erhält. Denn was geschieht schließlich in der Praxis, sobald geholfen wird? Kann das neue Paradigma seine Konzepte in der Praxis auch einlösen? Die Systemtheorie scheint die Ecken und Kanten der täglichen Konflikte im praktischen Arbeitsfeld durch das Bild autopoietischer und geschlossener Systeme abgerundet zu haben. Indem diese Theorie den Blick vom Inhalt einer Handlung auf deren äußere Form umlenkt, sind allerdings auch die motivationalen Anteile des Helfens und jegliche gesellschaftskritische Dimension von vornherein ausgeschlossen. Diese Debatte wurde freilich schon in den 1970er-Jahren zwischen *Jürgen Habermas* und *Niklas Luhmann* ausgefochten (*Luhmann; Habermas* 1971). Sie tangierte damals hauptsächlich die Soziologie. Nun hat sich allerdings genau dieser Konflikt auf dem Weg der zahlreichen soziologischen Anleihen unmerklich in die Soziale Arbeit verschoben, wo er bis heute allerdings noch nicht reflektiert wurde, da die allgemeine Begeisterung für Systemtheorie anhält.

Der Versuch *Niklas Luhmanns*, den Begriff der Hilfe von allen subjektiv-menschlichen Implikationen zu entbinden, resultiert in einer rein soziologisch gefärbten Definition von Hilfe: Hilfe ist demgemäß der „Beitrag zur Befriedigung der Bedürfnisse eines anderen Menschen“ (*Luhmann* 1995, S. 66). Diese Definition unterschlägt jedoch, dass die Motive des Helfen-Wollens stark an persönliche Intentionen von Sozialarbeitern und Sozialarbeiterinnen rückgebunden sind, wie unter anderem das Ideal, mit anderen Menschen zusammen zu arbeiten. Eine Studie der Sozialarbeitshistoriker *Baron* und *Landwehr* unter Fachhochschulstudierenden ergab, dass der Anspruch zu helfen nach wie vor konstitutiv für die Berufswahl ist (*Baron; Landwehr* 1989, S.140).

Vielleicht ist es wieder an der Zeit, ein wenig zu polarisieren, um auf die grundlegenden Merkmale der Sozialen Arbeit, die mittlerweile im begrifflichen Dickicht untergegangen sind, aufmerksam zu machen. Zumal die Soziale Arbeit über ein umfangreiches, aus ihr selbst gewachsenes, wissenschaftliches Instrumentarium verfügt, das sie von anderen Disziplinen und Professionen unterscheidet und als eine

aufregende und singuläre Wissenschaft ausweist. *Heiko Kleve* (2001) oder auch *Jan V. Wirth* (2006) fordern, dass sich die Sozialarbeitswissenschaft zu einer postmodernen Identität bekennt und das „Nicht-Eindeutige“ und „Ungenau“ in ihrem Konzept realisiert. Hierbei ist allerdings interessant, dass die Soziale Arbeit schon lange vor *Lyotards*¹ Thematisierung der Postmoderne die im Grunde erste transdisziplinäre Wissenschaft darstellte – mit exakt jenen Kennzeichen der Flexibilität, Ambivalenz und Vieldeutigkeit, wie sie *Lyotard* dann später formulierte. So könnte die Sozialarbeitswissenschaft eigentlich sogar als Vorbotin der Postmoderne gelten. Man betrachte nur jenen enorm breiten und interdisziplinären Fächerkanon, wie er seit der Gründung der ersten Fachhochschulen in Deutschland gelehrt wird. Ein Blick in die eigene Geschichte kann also ebenfalls dazu beitragen, jener viel beklagten Ortlosigkeit der Sozialarbeitswissenschaft einen gewachsenen Boden angedeihen zu lassen.

Die Grenzen von Selbsthilfe und Empowerment

Soziale Arbeit ist immer schon von Gegensätzen und Widersprüchen geprägt. Es fällt schwer, ein einheitliches Charakteristikum auszumachen. Das Ziel Sozialer Arbeit wird dennoch meist auf den einfachen Nenner der Wiederherstellung der Lebensautonomie von Hilfeberechtigten gebracht. Autonomie bedeutet Rückgewinnung verloren gegangener Selbstbestimmungskompetenzen, mit deren Hilfe es den Hilfeberechtigten wieder gelingen kann, ein eigenverantwortliches und Sinn gebendes Leben innerhalb der sozialen Gemeinschaft zu führen (das heißt im systemtheoretischen Sprachgebrauch, die Exklusion in Inklusion umwandeln). Die Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen wiederum haben nun die Aufgabe, diese Selbstbestimmung zu fördern. Das Schwierige dabei ist jedoch, dass sie als Fremdbestimmende, die von außen an die Hilfeberechtigten herantreten, deren Eigenbestimmung fördern sollen – Eigenbestimmung durch Fremdbestimmung. Dies mutet zunächst paradox an. Die geläufigen systemtheoretischen Lösungsansätze für diese Problematik sind hinreichend bekannt: Wir sind geboten, die Hilfeberechtigten so zu fördern, dass sie sich selber helfen können – Stichworte: Hilfe zur Selbsthilfe, Erweiterung der Anschlussmöglichkeiten, Empowerment. Dennoch: Der Widerspruch bleibt erhalten.

Der optimistische Standpunkt lautet: Jeder ist in der Lage, sich selbst zu helfen. Doch was ist geboten, wenn Selbsthilfe niemals aktiviert wird. Können wir dann noch helfen? Der zukünftige Sozialstaat wird aller Wahrscheinlichkeit nach über ein Raster verfü-

gen, durch das viele hindurchfallen. Die Soziale Arbeit und mit ihr vor allem die Fachwissenschaft Soziale Arbeit müssen sich an diesem Wendepunkt der politisch-gesellschaftlichen Entwicklung fragen, ob sie gewillt sind, jenem zurzeit so positiv gezeichneten Modell des selbstaktivierenden Sozialstaats zuzustimmen oder vorsichtiger zu begegnen. Nur allzu gut scheinen sich systemtheoretische Konzepte in das Modell des selbsthilfeorientierten Sozialstaats einzupassen. Denn was ein autopoietisches System ist – und dies ist gemäß der Systemtheorie jedes menschliche Individuum – kann ausschließlich selbst aktiv werden. Außeneinwirkung, wie zum Beispiel helfendes Handeln, erreicht dieser Theorie gemäß niemals eine unmittelbare Wirkung auf die Hilfeberechtigten. Das heißt, das Helfen wirkt zwar, aber die tatsächliche Richtung, in die es wirkt, ist völlig offen. Wozu also noch helfen, könnte man überspitzt formulieren. Da sich auch die Politikwissenschaft zusehends systemtheoretischer Theoriemodelle bedient, scheint plötzlich eine orchestrale Harmonie zu ertönen. Das in alter Zeit geläufige Sprichwort „Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott!“, auf das Auszubildende an Fachhochschulen bis vor einigen Jahren noch mit großer Empörung reagiert hätten, scheint keine großen Ressentiments mehr auszulösen.

Zugegebenermaßen treten gerade in der Praxis Sozialer Arbeit die Grenzen des Helfens sehr schnell zutage. Wenn beispielsweise im Arbeitsbereich der Sozialpsychiatrie Menschen mit psychischer Erkrankung dem Teufelskreis nicht mehr entkommen können und mit Jahre oder Jahrzehnte andauernden Krankheitsperioden, der so genannten Drehtürpsychiatrie, dem Verlust von Arbeit, Beziehung und vielem mehr konfrontiert sind, wobei Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter häufig nur das Schlimmste verhindern können und vergeblich auf jenen Moment der Aktivierung der Selbsthilfe warten. Dann geschieht es, dass Beratungsstellen nur noch als Anlaufstellen für extreme Notfälle und singular zu erfüllende Bedürfnisse (wie etwa Hilfe für Anträge) genutzt werden. Dass in diesen Fällen häufig eine routiniert-professionelle Ernüchterung eintritt, die dann immer wieder zu zahlreichen Fluktuationen und Burnout führt, ist kaum verwunderlich.

Was geschieht nun mit jenen, deren Selbsthilfekompetenzen nicht oder nicht mehr angeregt werden können? Welche Lösung hat die Systemtheorie für derlei Probleme herausgearbeitet? Sie spricht von der Suche nach Anschlussmöglichkeiten und paradoxen Irritationen des Klientensystems. Dies mag, wie es beispielsweise *Heiko Kleve* aufgezeigt hat,

für Supervision und zur Förderung der Eigenreflexivität von Fachleuten der Sozialer Arbeit sehr nützlich sein. Aber wirkt dies gleichermaßen bei Hilfesuchenden, die vor einem Berg von Schulden stehen und denen wegen Depressionen der mittlerweile x-te Psychiatrieaufenthalt bevorsteht? Sollten wir uns nicht ernsthaft fragen, ob Soziale Arbeit überhaupt die Klientel bereithält, bei der systemtheoretische Interventionen sinnvoll sind?

Der reiche Fundus der Sozialarbeitswissenschaft

Natürlich hat die Einführung systemtheoretischer Modelle in der Fachwissenschaft Soziale Arbeit einen wichtigen Beitrag zum Perspektivenwechsel geliefert – insofern der Mythos von der Macht des Helfens in ein ausgewogeneres Bild des *trial and error* umgewandelt wurde. Auch die stark vereinfachte Annahme, dass eine Hilfeintervention direkt kausal auf Hilfeberechtigte einwirkt, wurde überwunden. *Wolfgang Krohn* (2000) schreibt über den „alten“ Ansatz: „Im klassischen Ansatz werden komplexe Prozesse auf eindeutige Ursache-Wirkung-Ketten hin analysiert, das heißt auf eine sukzessive Abfolge von Kausalereignissen reduziert“. Im konstruktivistischen Modell hingegen „liegt das Besondere komplexer Prozesse im Auftreten kreiskausaler Verknüpfungen ... Ursachen und Wirkungen sind zirkulär miteinander vernetzt“ (*ebd.*). Tatsächlich generiert das „neue“ Modell ein erstaunlich großes Instrumentarium von Handlungsmethoden. Außerdem kann es einen wesentlichen Beitrag dazu leisten, die große Verantwortung, die Helfenden obliegt, als wechselseitige Leistung beider Seiten zu verstehen. In diesem Sinne könnte man systemisches Arbeiten sehr gut als eine Methode Sozialer Arbeit verstehen; doch ob es ebenfalls in der Lage ist, eine Gesamtwissenschaft Soziale Arbeit zu begründen, lässt sich hinterfragen. Des Weiteren sollte auch einmal angemerkt werden, wo die theoriegeschichtlichen Quellen von Systemtheorie und Konstruktivismus liegen. Man findet sie vor allem bei den Begründern des *Radikalen Konstruktivismus Ernst von Glasersfeld* und *Heinz von Foerster*, deren Grundaussage ist, dass die Wirklichkeit, die wir wahrnehmen, lediglich ein Produkt unseres Verstandes ist und grundsätzlich nichts mit der tatsächlichen Wirklichkeit gemeinsam hat (*Glasersfeld* 2004). Auf einer solchen skeptizistischen Grundlage ein Theoriemodell aufzubauen, erscheint indessen eher problematisch.

Die Sozialarbeitswissenschaft sollte neben den Erkenntnissen aus der Systemtheorie gleichfalls auf jene Reihe interessanter Theoriemodelle zurückgreifen, welche sie vor allem auch aus ihrem *eigenen*

Fundus geschöpft hat, und welche das Helfen als „Urkategorie menschlichen Handelns“² nicht völlig aus den Augen verlieren. Schließlich ereignet sich Soziale Arbeit im Gegensatz zur Soziologie unmittelbar an den Orten sozialer Not. Ihre eigene Expertenrolle kann Soziale Arbeit deshalb ohne Weiteres in den Vordergrund stellen. Als eine der wenigen Wissenschaften hat sie durch die historische Erfahrung der Interdisziplinarität das notwendige Know-how, unterschiedlichste Ansätze in einem übergeordneten Konzept zu bündeln. Ethische und sozialkritische Befunde, welche in der Systemtheorie „außen vor“ gelassen werden, kulminieren sämtlich in dieser Wissenschaft des Helfens. Und als solche braucht die Soziale Arbeit eine eigenständige, von anderen Disziplinen unabhängige Profilierung nicht zu scheuen.

Anmerkungen

1 Der französische Philosoph Jean-François Lyotard proklamierte mit dem Begriff der Postmoderne das Ende der großen Weltentwürfe und Theorien, die in der Geschichte der Menschheit beispielsweise als Kommunismus oder andere „-ismen“ in Erscheinung traten. Ihnen folgt in der Postmoderne eine Vielzahl einzelner, bruchstückhafter Konzepte und konkurrierender Ansätze.

2 Ein Begriff, der von Hans Scherpner geprägt wurde.

Literatur

Baecker, Dirk: Soziale Hilfe als Funktionssystem der Gesellschaft. In: Zeitschrift für Soziologie 2/1994

Baron, Rüdiger; Landwehr, Rolf: Zum Wandel beruflicher Identität. In: Olk, T.; Otto, H.-U. (Hrsg.): Soziale Dienste im Wandel 2. Frankfurt am Main 1989

Glaserfeld, Ernst von: Einführung in den Radikalen Konstruktivismus. In: Watzlawick, Paul: Die erfundene Wirklichkeit. München 2004

Kleve, Heiko: Die Sozialarbeit ohne Eigenschaften. Fragmente einer postmodernen Professions- und Wissenschaftstheorie. Freiburg im Breisgau 2000

Kleve, Heiko: Sozialarbeit als postmoderne Profession. In: Soziale Arbeit 1/2001

Krohn, Wolfgang: Selbstorganisation – Zur Genese und Entwicklung einer wissenschaftlichen Revolution. In: Schmidt, Siegfried (Hrsg.): Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus. Frankfurt am Main 2000

Luhmann, Niklas: Soziologische Aufklärung 6: Die Soziologie und der Mensch. Opladen 1995

Luhmann, Niklas; Habermas, Jürgen: Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. Frankfurt am Main 1971

Wirth, Jan V.: Die reflexive Praxis Sozialer Arbeit in der Postmoderne. In: Soziale Arbeit 3/2006

Unsystematisch systematisch Soziale Arbeit als widersprüchliche Profession und Disziplin

Heiko Kleve

Zusammenfassung

In den folgenden Ausführungen hinterfragt und widerspricht Professor *Heiko Kleve* aus seiner Sicht dem vorherigen kritischen Beitrag von *Andreas Keck*.

Abstract

From his viewpoint, Professor *Heiko Kleve* scrutinizes and contradicts the previous critical essay by *Andreas Keck*.

Schlüsselwörter

Soziale Arbeit - Systemtheorie - Theoriebildung - Theorie-Praxis - Analyse

Einleitung

Andreas Keck diskutiert, ja kritisiert in seinem Beitrag die Rezeption systemtheoretischer Ansätze in der Sozialarbeitswissenschaft. Seine Ausführungen laufen auf das Postulat hinaus, dass die Soziale Arbeit ihre eigenen klassischen Theoriebestände eher nutzen sollte als sich auf die zumindest hinsichtlich ihrer Praxistauglichkeit fragwürdigen systemtheoretischen Positionen zu beziehen. Denn die Systemtheorie runde die Ecken und Kanten der Praxis in unzulässiger Weise ab, arbeite die Praxis und Theorie für einen neoliberalen Staat stromlinienförmig klein und schmelze den gesellschaftskritischen Kern Sozialer Arbeit ab. *All diesen Thesen wird im Folgenden widersprochen.* Die Statements von *Keck* werden grundsätzlich hinterfragt. Sein Diskussionsangebot annehmend, möchte ich aus meiner Sicht die zum Teil verkürzten und hinsichtlich der Literatur nicht (immer) rückgebundenen Thesen aus systemisch-konstruktivistischer und postmoderner Perspektive (siehe weiterführend dazu demnächst *Kleve* 2007) betrachten. Dies werde ich in Form von fünf Punkten zu realisieren versuchen, die jeweils ein Problem ansprechen, das sich mir bei der Lektüre von *Kecks* Ausführungen gezeigt hat.

1. Die Systemtheorie, von der *Keck* spricht, gibt es nicht.

Zwar wird schnell klar, welche Systemtheorie er meint, nämlich den systemisch-konstruktivistischen Ansatz in der Sozialen Arbeit (siehe dazu als Überblick *Kühling* 2006). Aber dennoch sollte deutlich gemacht werden, dass neben diesem Ansatz ein weiteres einflussreiches systemisches Theorieangebot in sozialarbeiterischen Diskursen zirkuliert: der Züricher Ansatz von *Sylvia Staub-Bernasconi*, *Wer-*